

Karin Peschka

Putzt euch,  
tanzt, lacht

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

Die Drucklegung dieses Buches  
wurde gefördert von den Kulturabteilungen der Stadt Wien (Literatur),  
des Landes Oberösterreich und Stadt und Land Salzburg.



[www.omvs.at](http://www.omvs.at)

ISBN 978-3-7013-1274-0

© 2020 OTTO MÜLLER VERLAG SALZBURG-WIEN  
Alle Rechte vorbehalten

Satz: Media Design: Rizner.at

Druck und Bindung: Buch Theiss GmbH, A-9431 St. Stefan

Coverbild: Oskar Stocker

Grafische Gestaltung: Leopold Fellinger

*Für*  
*Christoph und Elisabeth*

## PROLOG

## In der Ferne suchen

So hatte etwas Neues begonnen: Ich war nicht zur Therapie erschienen, zum vereinbarten Erstgespräch. Ich war einfach weitergefahren, hatte mich – im Wortsinn – un bemerkt von und aus meiner Familie entfernt. Sieben Jahre vor dem Ruhestand, ein siebenundfünfzigjähriges, ein altes *Mädchen* in einem alten Auto. Das Bernhard gut gepflegt hatte, mit Lackstiften die Rostschäden überdeckt, sich um den jährlichen Service gekümmert, den Ölwechsel.

Als ich damals auf der A1 Richtung Westen Ausfahrt für Ausfahrt ignorierte und damit jede Möglichkeit zur Umkehr, zum Abtun der Idee als idiotisch, ein dummer Ausrutscher, was hatte ich mir dabei nur gedacht. Stellte ich mir zur rechten Zeit vor, wie mein Mann an diesem feuchtkalten Tag nach Hause kam. Wie jeden Tag würde er seinen Autoschlüssel auf die Ablage im Vorzimmer legen. Die Schuhe hatte er bereits draußen ausgezogen, auf dem raufaserigen Abstreifer, um keinen Schmutz hereinzutragen. Um in Socken das Haus zu betreten, die Schuhe in der Hand, auf das Zeitungspapier würde er sie stellen, links, seine standen immer links. Es war frisches Zeitungspapier, vorbereitet von ihm (aufgefaltet, hingelgt) am Morgen, bevor er in die Arbeit gefahren war, die er noch siebeneinhalb Jahre zu ertragen hätte, so seine wiederkehrende Rede.

Denn gab es Regen, Schnee, Hagel, bereits fallend oder angekündigt, war die Einfahrt sandig wegen der Baustelle (was sie war, als ich dem Heim nicht mehr traute und ihm den Rücken kehrte, der Mann beschwerte sich damals oft, die Bauarbeiter würden keine Ordnung halten, zudem Material verschwenden), legte er am Morgen eine neue Doppelseite Zeitungspapier vor den Schuhschrank im

Vorzimmer. Und warf die alte, beschmutzte Doppelseite auf dem Weg zu seinem Auto in die Papiertonne. Zuvor schüttelte er Erdbrocken und anderen Dreck in die Mülltonne, die daneben stand. Wahrscheinlich, ich nehme es an, tut er das alles immer noch: Mein Mann (der frühere, alte), liebte keine Veränderungen, und ich weiß genau, dass es bis heute so ist.

Als ich an jenem Abend nicht nach Hause kam, hatte er sich sein Essen selbst gemacht, hatte in der Küche gegessen, das Geschirr in die Abwasch gestellt und war gleich zu Bett gegangen. Das war vor etwas mehr als zwei Jahren gewesen, wir unterhalten uns gerade darüber.

Wir haben uns getroffen, um über uns zu sprechen, darüber, was passiert ist (*mea culpa?*). Wir sitzen in einer Pizzeria in der Nähe des Betriebes, in dem Bernhard seiner Pensionierung entgegenarbeitet. Es ist später Nachmittag, dunkel, weil Dezember, aber trocken, ich denke an die Zeitung. Als er mich nach dem Auto fragt, möchte ich ihm erzählen, es sei ohne seine Fürsorge einfach auseinandergefallen, in alle Einzelteile zerbrochen. Stattdessen bringe ich das Gespräch wieder zurück auf den Tag meiner – nun, was war es? Meiner Flucht?

„So früh bist du ins Bett gegangen?“

„Ich hatte Kopfschmerzen, das habe ich dir schon erzählt.“

„Und ich nicht daheim.“

„Ich hab gehofft, wenn ich was esse.“

„Was hast du gegessen?“

„Ein Butterbrot mit Honig, dazu schwarzen Tee.“

„Das klingt nach Frühstück.“

„Stimmt. Aber manchmal hilft der Tee und etwas im Magen zu haben.“

„Hat nicht geholfen.“

„Nein. Ist schlimmer geworden.“

„Und ich nicht daheim.“

„Ja.“

Er hatte ein starkes Schmerzmittel genommen, sich die Zähne geputzt, die Jalousien spaltdicht heruntergelassen, er, der Lichtempfindliche, und sich ins Bett gelegt, sein Tablet auf Nachtmodus gestellt, eine Radiosendung über

„Worüber?“

„Das weiß ich noch genau: Die lange Reise unserer Zugvögel.“

„Ausgerechnet.“

„Ausgerechnet.“

angehört, und war im schwachen Schein des abgedunkelten Tablets eingeschlafen.

„Einmal dachte ich, die Tür geht.“

„Dass ich heimgekommen bin?“

„Ja. Mir ist eingefallen, ich hätte einen Zettel schreiben sollen, von wegen, lieg schon im Bett.“

„Hast du nicht?“

„Nein. Aber du hättest meine Schuhe bemerkt.“

„Klar.“

„Und vorher das Auto.“

„Hast du es nicht in die Garage gestellt?“

„Ging nicht. Die Mischmaschine stand davor, und noch was, ich glaube, Paletten mit Ziegeln.“

„Stimmt, die sind geliefert worden. Ich hab vergessen aufzupassen, tut mir leid.“

„Schon gut.“

Am Morgen nach dieser Nacht war ihm das Kopfweh hinter die Augen geschlüpft, hatte eine leise Müdigkeit zurückgelassen, ein Lauern, jederzeit bereit, erneut heftig aufzupochen. Er war im Bett geblieben, im abgedunkelten Zimmer, schlief wieder ein. Was verschwunden war und

trotzdem nicht fehlte, blieb ich. Nein. Umgekehrt: Was verschwunden blieb, war ich. War die Frau.

„Ich hätte dir einen Zettel schreiben sollen: Bitte sei leise, mir geht es nicht gut.“

„Oder: Bitte sieh nach mir, es geht mir nicht gut.“

„Mir war sehr übel. Hätte sein können, ich muss mich übergeben und erstick dran.“

„Aber du bist nicht erstickt.“

„Wenn ich bemerkt hätte, dass du nicht nach Hause gekommen bist, wäre ich vor Angst gestorben.“

„Du übertreibst. Du hättest mich angerufen, mein Telefon war immer auf Empfang.“

„Ich hätte mir zumindest große Sorgen gemacht, die Kinder auch.“

Unsere Kinder waren keine Kinder mehr, als ich das Erstgespräch beim Therapeuten versäumte, als ich am Gesundheitszentrum vorbeifuhr, nicht in dessen Parkplatz eingebogen war, als ich das Autofenster auf der Fahrerseite erst einen Spalt öffnete, dann ganz, dann auch das auf der Beifahrerseite, dann alle Knöpfe gedrückt hielt, bis vier Fenster geöffnet waren und ich schneller wurde, immer schneller, bis ich auf die Autobahn auffuhr, mich in die Rasenden einordnete, einem massigen LKW vor die Kühlerhaube schnitt, im Herbstdunkel sich grelles Scheinwerferlicht in die Autoinnenkälte blinkte und das Gehupe mir ins Ohr, die Finger ganz steif, das Gesicht eishart, trotz Mantelkapuze, trotz Schal.

Unsere Kinder waren da schon längst erwachsen gewesen.

Friedl, unser Sohn, hat seine Masterarbeit abgeschlossen und lebt mit seiner Familie in Bregenz, mit einem Fuß in der Schweiz, sagt er. Manchmal schreibt er mir. (Hallo

Mutter, das Baby kommt bald, falls du es kennenlernen möchtest. Deine anderen Enkel scheinen dich nicht mehr zu interessieren. Komm nicht unangemeldet. F.)

Ines, unsere Tochter, mein früh verheiratetes Ebenbild, war ein *Wir* geworden aus freien Stücken. Zuerst bei den Schwiegereltern im Kinderzimmer ihres Mannes. Später auf zweiunddreißig Quadratmetern im Nachbarort, Wohnküche, Schlafzimmer, Bad. Schwor auf Verzicht, auf Minimalismus, auf *Tiny Housing*. Verachtete bei jedem Besuch alles, auch das früher Geliebte. Die Glasvitrine mit der gesammelten Keramik. (So viel Geschirr. Wann brauchst du das? Wann kochst du für mehr als zehn Leute?) Das große Bad mit Badewanne und begehbarer Dusche. (Stromverschwendung, Wasserverschwendung, Verschwendung von Lebensraum.) Die Bücherwand. (E-Books, Mama, E-Books! Was ist dir wichtiger? Wald oder Papier?) Und so weiter.

Der Sand in der Einfahrt war die Schuld unserer Tochter gewesen. Nicht des Schwiegersohns, der wäre in der kleinen Wohnung geblieben, drei Kilometer Wegdistanz zwischen ihnen und uns. Alles, was ihm fehlte, war ein Garten. Die Idee der Tochter: ihm ein Hochbeet schenken. (Ihr habt doch Platz. Und wir teilen.)

Aus dem Hochbeet war ein Rohbau geworden, aus dem *Tiny Housing*, aus der Idee der Reduktion, Sand in der Einfahrt und eine Mischmaschine vor der Garage, aus drei Kilometern Entfernung fünf Meter Nähe. Als ich das Gesundheitszentrum rechts liegen ließ, war das Hochbeet hinter dem Dixi-Klo für die Bauarbeiter längst verkümmert.

Ich frage Bernhard – weniger als fünfeinhalb Jahre hat er noch bis zum Ruhestand – nach dem Rohbau.

Denn zwei Monate, bevor ich unterkühlt einem LKW-Fahrer fast unter die Räder schlüpfte (das Gehupe und

Geblinke riss mich aus der Starre, ich schloss die Fenster, beruhigte mich), zwei Monate davor hatten unsere Tochter und unser Schwiegersohn die Trennung erwogen.

„Ein hübsches Haus ist daraus geworden, so, wie sie es wollten.“

„Und sie haben sich nicht getrennt.“

„Sie streiten selten.“

„Selten?“

„Nur mit mir.“

„Wieso?“

„Zuerst haben sie sich einen Hund gekauft.“

„Du magst keine Hunde.“

„Genau. Aber ich hab mich an ihn gewöhnt.“

„Und dann?“

„Sie bringen ihn zu mir, wenn sie wegfahren.“

„Und dann?“

„Sie möchten anbauen.“

„Wieso?“

„Unsere Tochter will sich ein Atelier einrichten.“

„Wofür?“

„Kunst.“

„Kunst? Sie?“

„Ja. Sie sagt, sie hat zu wenig Platz. Will sich entfalten.“

„Entfalten?“

„Genau.“

Ich war also am Gesundheitszentrum vorbeigefahren. Hatte gefroren, war gerast, wäre beinahe mit einem LKW kollidiert, war aber nicht stehen geblieben. Erst nach Salzburg, die Tankanzeige knapp vor Null. Tankte, parkte das Auto, setzte mich in die Raststätte, dachte nach. Saß, drehte mein altes Telefon auf der glatten Tischfläche, sah den vorüberziehenden Scheinwerferketten zu. Das hatte etwas Weihnachtliches. Geh zurück, fahr

weiter. Fahr heim, geh fort. Lasst mich in Ruh, lass sie in Ruh.

Ein Fremder sprach mich an. Als ich mich zu ihm umdrehte, blickte er mir ins Gesicht, entschuldigte sich und verschwand. Eine Frau legte eine Packung Papiertaschentücher neben mein Telefon, tätschelte mir die Schulter und verschwand. Ein altes Paar (es zwitscherte am Nebentisch wie Spatzen im Strauch) fragte, ob ich Hilfe brauche. Sie: weiße Dauerwelle. Er: ein schönes, glattrasiertes Greisengesicht. Ich dankte, verneinte, sie verschwanden.

Ich dachte an die Almhütte. Warum? Die rot-weiß-rote Verpackung der Taschentücher. Eine Sonderedition, stilisiert auf Tracht und Brettljause. Als ich sie in der Hand hielt, fiel mir der Pinzgau ein. Fiel mir ein, ich könnte hinfahren. Gleich. Einfach hinfahren, von hier nach dort. Alles Weitere würde sich ergeben.

Ich hatte an diesem Tag den Therapietermin verpasst, hatte es verabsäumt, nach Hause zurückzukehren, mein Auto auf seinen sandigen Platz zu stellen, das Küchenlicht  
„Jetzt fällt es mir wieder ein: Du hast vergessen, das Licht in der Küche abzdrehen.“

„Stimmt.“

„Im ersten Moment hab ich mich geärgert und geglaubt, du bist nicht zur Therapie gefahren.“

„Aber mein Auto war nicht da.“

Mein Auto war nicht da gewesen. Als mein Mann mit Kopfschmerzen nach Hause kam, die Schuhe auszog und sie auf das frische Zeitungspapier stellte, war ich wahrscheinlich schon in Salzburg, hielt die Taschentücher in der Hand.

Ich kaufte im überteuerten Raststätten-Shop Lebensmittel ein und fuhr weiter. Vorrat für die Hütte, in der ich

seit Jahren nicht mehr gewesen war, seit Ines und Friedl nicht mehr hinfahren wollten. Allein oder mit Bernhard? Nie. Anders als meine beiden Geschwister. Silvesterpartys, Sommertage, Wanderurlaub auf der Alm. War romantisch gewesen oder lustig, aber auch sie sind älter geworden, auch sie mögen den Verzicht nicht mehr, denn dort wird nichts geboten. Kein Warmwasser, gar kein Wasser drinnen, keine Zentralheizung. Dafür das herzförmige Loch in der Klotür, dafür ein kleiner Stadl. Dafür ein niedriges Obergeschoss und ein Balkon, der knarrte und schief war und Mut erforderte.

„Und du bist in den Pinzgau gefahren.“

„Ja.“

„Während ich dachte, du schläfst im Gästezimmer.“

„Verrückt, oder?“

„Ich hab's nicht verstanden.“

„Und jetzt?“

„Was?“

„Verstehst du's jetzt?“

„Verstehst du's denn selbst, Fanni? Warum du weg bist?“

Ich erinnerte mich, als ich das Auto südwärts lenkte in dieser beginnenden Nacht, dass sich der kleine Balkon auf der hinteren Seite der Hütte befand, nahe am Hang. Er berührte fast die steile Wiese. Mit einem Sprung von einem knappen Meter war man hier oder dort. Vorausgesetzt, man sprang von einer bestimmten Stelle beherzt weg. Kletterte aufs breite Geländer und holte Schwung. Krallte sich dann in das kurze Gras, oder in eine Distel, was meinem Bruder passiert war, er nahm es wie ein Held, ein nicht weinender Indianer. Hätte er geweint, wäre die Schuld bei mir gelegen, der Aufsicht.

Nie bin ich gesprungen. Immer habe ich nur aufgepasst. Die Hütte ist kein Teil meiner frühen Kindheit, der erste Familienurlaub auf der Alm fand statt, als ich schon sechzehn war, die Geschwister aber noch verspielte Kinder, sie sind um einiges jünger als ich.

Die Bilder zogen an mir vorbei, im Rhythmus der Neonleuchten an den Tunneldecken. Ich sah uns am Hang hinter der Hütte, auf den muffigen Matratzen im ersten Stock, in der Stube, deren winzige Fenster keine Einladung für das Tageslicht waren. Sah die staubigen Sonnenstrahlen dennoch bis zum Holztisch greifen, denn das taten sie manchmal an späten Sommernachmittagen.

Ich sah in diesem flackernden Reigen auch den Tisch im geräumigen Rieder Elternhaus, ich ein Teenager in der Stadt meiner Geburt, alle Wände gewinkelt nach Norm und Form, die Statik ohne Zweifel, nichts dem *Zerfall* überlassend. Der Vater in dieser Ordnung mit einem großen, unförmig dicken Fotoalbum, Seidenpapier knisterte. Eine Totenpartie daneben, ein aufgerissener Brief mit schwarzem Trauerrand, an diesem fernen Tag meiner Jugend mit der Post gekommen.

Sein Onkel Alois war verschieden, hatte ihn, den Vater, als Erben eingesetzt, da selbst kinderlos. Ein Zweig der väterlichen Familie war somit gestorben und der Laitn-Bauer-Hof im Pinzgau in unseren Besitz übergegangen. Die Mutter hatte in die Hände geklatscht (Urlaub im Pinzgau!) und uns das Bild des Toten gezeigt.

Der Vater musste nicht einmal zur Beerdigung fahren, sie war vom Verstorbenen vor Jahren vorbereitet worden, ein Sparbuch zur Kostendeckung angelegt, ein Sarg ausgesucht, die Messe bezahlt, sogar das Totenbeten am Vorabend, mit Wunschpsalm und Angabe jener Lieder, die der Verstorbene hören wollte beim Aufstieg an die

Himmelstür. Eine Bedingung hatte der Alte zur Voraussetzung gemacht, um das Erbe antreten zu dürfen: Man pflege sein Grab, man stelle sich einmal jährlich anlässlich der Totensegnung an Allerheiligen davor, man schmücke es zu diesem Anlass mit weißen Erika und senke den Kopf, wenn der Priester die Segnung spricht.

Ein kleiner Friedhof rund um ein Kirchlein, das auf einem Hügel hockt. Alles passte. Ende Oktober, ein paar Tage bis Allerheiligen und Allerseelen, die Geister flogen übers Land, und ich – älter als mein Vater bei Erbantritt – fuhr dem Grab des Erbonkels entgegen. Der Verkehr wurde spärlicher, der Himmel zeigte sein tiefes Dunkel und die Berge standen im Anthrazit davor. So, dass ich mich ducken musste in meinem Auto nach Kinderart, wo das Größere einen ins Kleinere zwingt, ins Kopfeinziehen und ins Schweigen.

Ausgerechnet bei jener Fahrt fiel mir der Trauerspruch wieder ein. Unter dem Bild dieses sehr, sehr alten Mannes, der fremd vorbei an der Kamera gesehen hatte beim Fotografiertwerden, der offensichtlich schon nicht mehr wusste zum Zeitpunkt der Aufnahme, wo er war und wer er war, der (so sagte es die Adresse) im Pflegewohnheim zur Guten Tochter seine vorletzte Ruhe fand. Der Spruch fiel mir zu und sagte und hieß

Haltet mich nicht auf,  
denn Gott hat Gnade zu meiner Reise gegeben.  
(Mose 24,56)

(Was war mit meiner Reise, wer gab mir Gnade?)